Margarete Timmermann Oranienburg — Oksbøl — Neumünster

— Reise ohne Rückfahrkarte — Erinnerungsbruchstücke 1945-1947

Der Artikel von Margarete Timmermann ist fast 50 Jahre nach den Ereignissen geschrieben worden und stellt dramatische persönliche Erlebnisse dar.

Ein solcher Versuch ist schwierig, weil das menschliche Gedächtnis naturgegeben nicht alles speichern kann und bei weit zurückliegenden Entwicklungen schon theoretisch Fiktion und Realität leicht verschwimmen, Abfolgen schnell durcheinandergeraten und neu verknüpft werden können. Die Autorin hat sich bemüht, damalige Gefühle und Eindrücke ohne heutige Reflexion niederzuschreiben.

Wir nehmen den Beitrag in diesen Band auf, mit der Perspektive, daß ein solcher Einzelbericht im Verbund mit anderen Quellenarten auf anderer Stufe zu dem Ergebnis führen kann: Menschen auf der Flucht wurden nicht nur mit Verlust und Ablehnung konfrontiert, sondern ihnen wurde auch geholfen. RS

1941 wurde ich in Königsberg eingeschult. Meine Umgebung war bis dahin der engumhegte Familienkreis, das waren die Geschwister, der Großvater, das Haus, der Garten. Nun erweiterte er sich, ich nahm auf meinem Schulweg neue Menschen wahr. Das waren neben den „normal" angezogenen Leuten, Soldaten in Uniform, russische Kriegsgefangene, die, immer bewacht, in Kolonne gingen, viel Militär in tarnfarbenen Autos. Wir hatten Krieg, grüßten mit dem Hitlergruß, und unser Dienstmädchen war aus der Ukraine zwangsdeportiert. Sie hieß Sinaida Sanina und sang in gebrochenem Deutsch den ganzen Tag: *„Alle Vögel sind schon da, deutscher Soldat, komm mit in Wald."* Meine Mutter war entsetzt, aber Sina blieb bei ihrem Text. Ich hatte schnell lesen gelernt, las alles, was mir in der Bibliothek meiner Eltern in die Hände fiel, und fand dabei Bücher, die in Wort und Bild eindeutig klar machten, daß es in unserem Volk Menschen gibt, die nicht zu uns passen und die bekämpft werden müssen, weil sie eine Gefahr für die Reinheit unseres Volkes sind, was immer auch darunter zu verstehen war. So habe ich ganz früh mir Feindbilder aufgebaut, zu denen die Bolschewiken, die Juden gehörten. Der Antisemitismus lag sozusagen in der Luft, man las ihn, hörte ihn im Radio, sprach ihn aus.

Der gelbe Stern

Auf der Straße in der Stadt kommt mir ein Mann mit einem Jungen entgegen. Beide tragen den gelben Judenstern. Ich verlasse ostentativ den Bürgersteig und mache einen großen sichtbaren Bogen um sie. Mit meinen lächerlichen sechs Jahren versuche ich ihnen deutlich meine Verachtung zu zeigen. Wir haben das Jahr 1941 …

Zeitsprung, November 1994: …

Ich besuche auf einer Studienreise das Jüdische Gymnasium in Berlin. In der Aula unterrichtet eine ältere Tanzlehrerin aus Tel Aviv israelische Folklore. Sie begrüßt mich freundlich, wir tauschen kurz unsere „Herkunft" aus, dann darf ich schon mit den älteren Schülerinnen eine Hora mittanzen. Danach tanzen die Kleineren zum bevorstehenden Hanukkah-Fest ein Tanzritual. Fröhlich, temperamentvoll. Ich stehe in ihrer Reihe und muß keinen Bogen mehr machen.

Der Luftschutzkeller

1941 hatten wir die ersten Luftangriffe durch die Russen. An den ersten Angriff erinnere ich mich genau: Es ist Nacht, die Sirenen heulen, meine Eltern reißen uns aus den Betten und jagen mit uns in den kleinen Keller, den sie mit Holzstützen und Betten für den Aufenthalt während des Angriffs hergerichtet haben. Es ist feucht, ungemütlich und dunkel. Ein bis zwei Kerzen erhellen notdürftig den Raum. Die Geräusche der fallenden Bomben verwirren uns und zerren an den Nerven.

Bald war die russische Luftwaffe besiegt, und wir hatten für knapp zwei Jahre Ruhe. Dann kamen die Angriffe der Alliierten, die wir schon besser vorbereitet ertrugen. Dennoch bekam ich 1943 wie aus heiterem Himmel schwere Asthma-Anfälle, die mich für die nächsten fünf Jahre begleiteten und die erst mit dem friedlichen normalen Alltag in Kiel endlich abklangen. Es muß doch eine atemberaubende Zeit gewesen sein.

Ein dauerhaftes Angstbild

Das Ausharren im Luftschutzraum, der klein und eng uns einschloß, baut ein Angstbild in mir auf, das mich nicht mehr losläßt: In der Tür zum Keller erscheint ein Russe. In seinem langen Mantel und der typischen Klappmütze, so steht er breitbeinig da und richtet ein Bajonett auf uns. Es gibt kein Entrinnen.

Zeitsprung

Die Wende hat sich ereignet, ich fahre gleich nach Berlin und Potsdam. Mutig gehe ich auf einen jungen Russen zu, der an seinem langen Mantel und der breiten Mütze erkennbar ist, fixiere ihn und frage, wo es denn hier zum Bahnhof geht. Ich schaue in ein Jungengesicht, das mich unsicher ansieht. Er könnte mein Sohn sein. Mein Angstbild löst sich auf … nach achtundvierzig Jahren!

Marschrhythmus

Die ganze Kriegszeit war erfüllt vom Marschrhythmus, der auf den Straßen zu hören war, aus dem Radio kam und auf den Bildern der Kriegsberichte immer wieder sichtbar wurde. Das Knallen der Stiefelabsätze der Marschierenden hat mir ganz früh das Gefühl der Unerbittlichkeit und Gewalt gegeben, einer Unerbittlichkeit, der ich nicht entkommen kann.

Vision

Ich bin nach Dresden zum Sommerkurs der Palucca-Schule gekommen. Auf dem Heimweg zu meinem Hotel höre ich plötzlich den Rhythmus von marschierenden Stiefeln. Es nähert sich eine Gruppe von russischen Offizieren, die im Gleichschritt geht. Sie überqueren die Straße, marschieren auf mich zu, marschieren in mich hinein, … ich werde verschlungen.

Als ich zu mir komme, stehe ich an einen Zaun geklammert, mit zitternden Knien. In der Ferne höre ich die Marschierenden. Es ist Sommer 1960.

Die Ausbombung

Es ist Frühling 1945. Ostern ist bald da, und trotz vieler Bombenangriffe, die immer Berlin gelten, Oranienburg aber in der Einflugschneise haben, freue ich mich auf das Osterfest. Der Krieg ist Alltag, und daß nachts die Riesenscheinwerfer den Himmel erleuchten und die Lichtfackeln den Himmel ganz hell machen, ist schon lange nichts Besonderes mehr. Seit Herbst

Für Königsberg besteht höchste Gefahr! Am 29.8. geht ein Transport in die Gegend von Heiligenbeil, Rössel, Mohrungen, Gerdauen.
Wer nicht Verwandte oder Bekannte in Ostpreussen oder im Reich hat, muss sich sofort auf der Ortsgruppe der NSV melden (möglichst noch heute Abend). Es dürfen höchstens 2 Koffer als Handgepäck mitgenommen werden, auch wenn Säuglinge da sind. Evtl. zusammenklappbares Kinderbett.) Bei Inanspruchnahm von Transporten (es geht wahrscheinlich noch am Freitag ein Transport heraus) befördert die Ortsgruppe Gepäck aber nur Notwendiges, keine Bettgestelle und Möbel.
Wer Verwandte in Ostpreussen hat, bekommt im Haus der Arbeit-Vorderrosagarten, die Berechtigungsscheine bis 20 Uhr ist geöffnet.
Wer Verwandte im Reich hat, bekommt diese Berechtigungsscheine in der Löbenichtschen Oberschule, Münchenhofplatz. Es gibt freie Fahrt.
Wer im Arbeitseinsatz ist und Kinder hat, muss sich sofort an die Arbeitsfront wenden, die die Entscheidung darüber trifft, ob sie Königsberg verlassen können.
Es muss jeder, der sein und seiner Kinder Leben erhalten will, diese Gelegenheit wahrnehmen.

Dieses Anschreiben fordete die Familie auf, die zerstörte Stadt Königsberg schnellstmöglich zu verlassen. (August 1944).

1944 wohne ich hier mit meiner Mutter und drei Geschwistern etwas außerhalb der Stadt Oranienburg zwischen der Havel und dem Ruppiner Kanal auf einem Anwesen, das meinen Großeltern und meiner Mutter gehört.

Meine Heimat ist Königsberg, das nach zwei großen Bombenangriffen im August 1944 völlig zerstört worden ist. Kinderreiche Familien, und wir sind eine, durften die Stadt verlassen, wenn sie im Westen eine Wohnmöglichkeit aufweisen konnten. So sind wir denn „evakuiert" und leben jetzt hier an vertrautem Ort, den wir als unseren Ferienaufenthalt kennen und mit dem Familienclan, der sich hier immer wieder einfindet, teilen.

Es ist der 10. April 1945, vormittags.

Ich bin mit meinem Vetter Dieter auf dem Schulweg nach Oranienburg, als am blauen Frühlingshimmel ein unheimliches Orgeln losgeht. „Das gibt Alarm! Schaffen wir es noch in die Stadt? Wir können uns doch im Stadtpark unter den Bänken verstecken." Lieber flüchten wir doch in eine Gartenlaube, die von einer Mitschülerin mit ihrer Familie bewohnt wird. Wie sich später herausstellen soll, wird das unsere Rettung sein.

Als nach unendlich langer Zeit, wie es mir immer bei diesen Angriffen erschien, Entwarnung gegeben wird, wagen wir uns ins Freie, und ich sehe unser ganzes Anwesen in Flammen. Von den Gehöften ist nichts mehr zu sehen. In Hast rennen wir los. Gottseidank, meine Mutter, Geschwister, Onkel, Tanten, und wer noch zu der großen Familie gehört, leben! Sie retten, was zu retten ist. Nur die Schwester meiner Mutter fehlt. Sie ist noch einmal in das brennende Haus gelaufen und dort umgekommen. Am Abend wird sie mit einem Feuerhaken aus den Trümmern geborgen.

Die ersten Meldungen von der Verwüstung Oranienburgs gelangen zu uns: Gerade im Stadtpark sind die Tieffleger heruntergegangen und haben alles durchsiebt. Am Abend liegen die Erschossenen aus; die Angehörigen suchen ihre Toten.

Das KZ

Das KZ Sachsenhausen liegt in unserer Nachbarschaft und ist uns seit einigen Jahren ein Begriff. Meine Großmutter versteckt seit langem eine Jüdin, die uns Kindern immer böse und abwei-

send begegnet, wenn wir in den Sommerferien aus Königsberg hier sind.

Neulich hat sie vor meinem Bruder Günther ausgespuckt, als er ganz stolz in seiner Jungvolk-Uniform auf sie traf. Wir werden zu strengstem Stillschweigen verurteilt, was ihre Anwesenheit betrifft. „Wenn ihr das erzählt, kommen wir alle ins KZ!" …

Ich wage nicht zu fragen, was „KZ" bedeutet, es heißt „Konzentrationslager", soviel weiß ich, und es wird so etwas wie ein Gefängnis sein. Jedenfalls gelten die gestreiften Menschen, die dort leben, wohl nicht so viel. Es gibt viele Menschen, die nicht so viel wert sind, die Juden, die Zigeuner, auch „Erbkranke", das habe ich in dem Rassenbuch gelesen, das ich bei Vater in der Bibliothek gefunden habe. Ich bin arisch, habe blaue Augen und lebe in einer gesunden Familie!

Die Bombe

Auf dem Nachbaracker ist ein Blindgänger eingeschlagen.

Ein Trupp Häftlinge aus dem KZ-Sachsenhausen rückt an, um die Bombe zu entschärfen. Die Häftlinge sind an ihren gestreiften Anzügen zu erkennen, die Wachmannschaften an ihren grünen Uniformen. Ich sehe alles ganz genau, weil ich heute in meinem Gärtchen Blumen pflanzen möchte … Eine Detonation drückt mir die Ohren zu, eine Druckwelle wirft mich auf den Boden. Dann schaue ich auf: in wilder Panik laufen lauter grüngewandete Männer herum, „Gottseidank, denen ist nichts passiert". Dann laufen wir Kinder aufs Feld zu dem Krater. Der Boden ist versengt mit gestreiften Kleiderstücken. Wir nehmen es ungerührt mit großem Interesse zur Kenntnis.

Die Einkesselung

Wenige Tage später wieder ein strahlender Frühlingstag.

Nach der Ausbombung sind wir in ein Nachbarhaus gezogen. Es ist eine Matratzenfabrik, deren Besitzer sich vor einer Woche in den Westen abgesetzt hat: Dunkles Grollen aus dem Süden von Oranienburg dringt zu uns herüber. *„Was bedeutet das?" „Da zieht ein Gewitter auf"*. Ich bin empört, daß mich die Erwachsenen mit einer Lüge abspeisen. Ich kenne dieses Grollen. Es ist schwerer Geschützdonner. Zwei Tage später wird das Haus von Einschlägen getroffen. Wir ziehen mit Sack und Pack in einen Erdbunker nebenan, der als Luftschutzbunker ausgebaut ist.

Hier kommen wir nun am Tag nicht mehr heraus. Die Beschießung nimmt zu; wenn wir auf das nahe Toilettenhäuschen gehen, müssen wir einen Stahlhelm aufsetzen. Mutter schleicht sich nachts in ein nebenstehendes Behelfsheim, wo sie für uns Essen kocht. Es sind russische Soldaten, die uns einkesseln.

Flucht

Es ist Sonntag, der 20. April 1945.

Ein junger deutscher Soldat steht plötzlich im Bunker und fordert uns auf, im Schutz seiner Brigade zu fliehen. Sie wollen uns über den Ruppiner Kanal auf die andere Seite bringen zur Siedlung Friedenthal, die noch nicht beschossen wird, und uns von dort in der Nacht auf der Flucht begleiten. *„Wir sprengen heute alle Brücken und bereiten den Rückzug vor."* Ich brauche meine Mutter nicht erst anzuflehen, sofort mitzugehen. Meine Angst vor den Russen kennt keine Grenzen. Ich hatte wiederum in Va-

ters Bibliothek eine Bilddokumentation über russische Greueltaten in Goldap im Ersten Weltkrieg gelesen. Das konnte doch auch uns passieren!

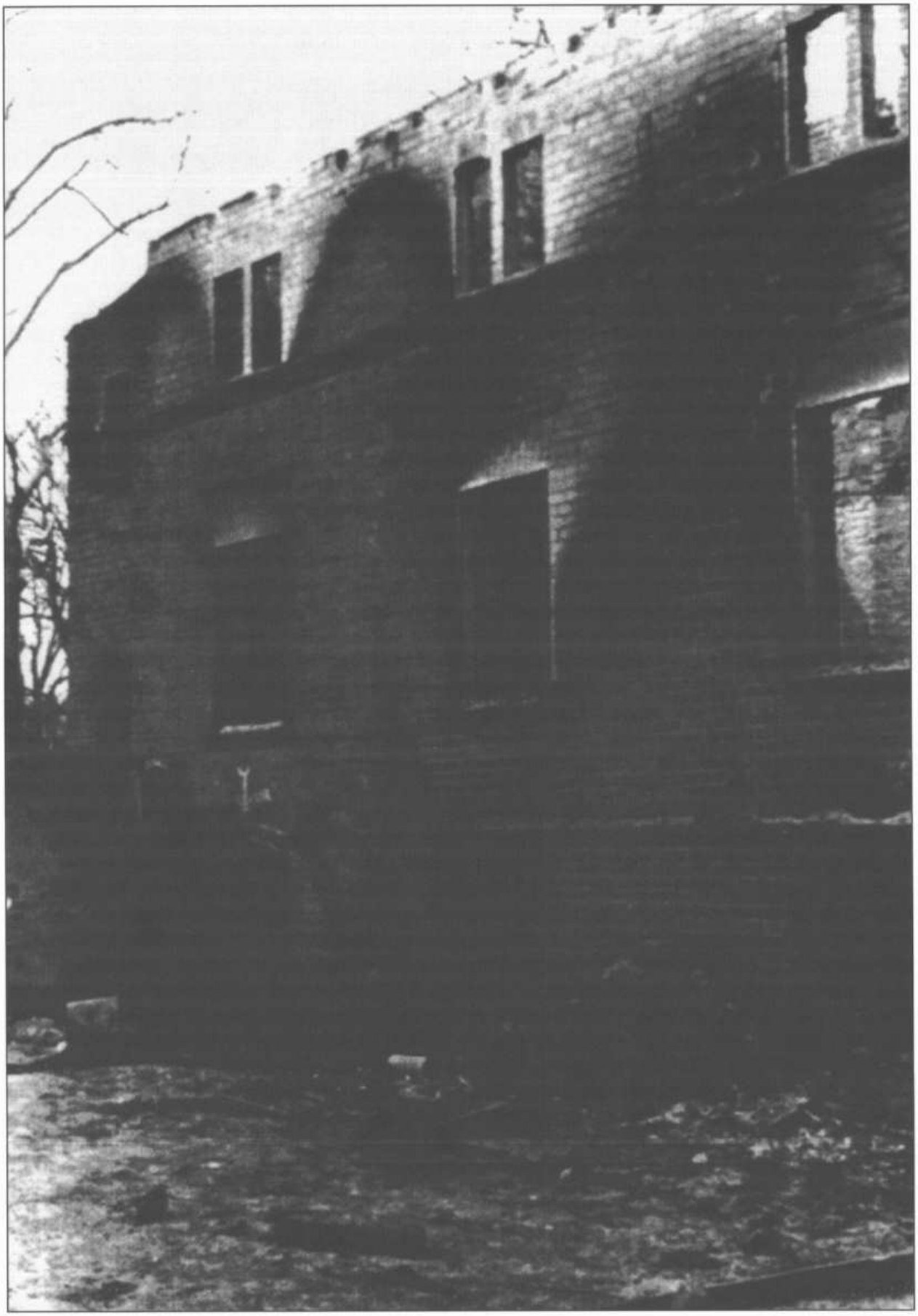
Wir verlassen also den Bunker. Wir, das sind die Eltern meiner Mutter, eine Tante, ein Onkel zweiten Grades, mein ältester Bruder, meine ältere Schwester, eine jüngere Schwester, gerade drei Jahre alt, und ich.

Wir ziehen unter Beschuß auf den Deich des Kanals, wo auf der anderen Seite unsere Soldaten mit Panzerfäusten stehen und uns den Geleitschutz geben. In einem kleinen Boot werden wir hinübergezogen, auf dem Floß folgen unsere Fahrräder. Mein Bruder steht darauf. Mitten auf dem Kanal sinkt die ganze Fracht. Einzeln holt er die Fahrräder wieder hoch. Die Einschläge begleiten uns, ein vor Mutter laufender Hund wird tödlich getroffen. Wir kommen dennoch sicher auf die andere Seite. Hier werden wir in verschiedenen Siedlungshäusern untergebracht. In der Nacht stellt der Kommandant den Flüchtlingszug zusammen. Auf den Einwand meiner Mutter, ihre Eltern aus dem Keller nebenan, *„oder wo sind sie denn nur untergekommen?“* ... zu holen, antwortet er mit einem *„Nein, wir gehen jetzt, oder Sie bleiben zurück!“* So ziehen wir ohne unsere Großeltern los.

Wir wissen heute, daß sie im Keller eines anderen Hauses gewartet haben, und als der Morgen kam, erkennen mußten, daß ihre Tochter nicht mehr da war.

Mein Großvater geriet in einen Kugelhagel und wurde tödlich getroffen, meine Großmutter ist im Sommer 1945 in einem Krankenhaus gestorben.

Das Haus in Oranienburg vor der Zerstörung.



Das Haus in Oranienburg nach der Zerstörung.

Meine Mutter ist auf dieser Flucht ergraut.

Wir laufen die ganze Nacht in völligem Schweigen, weil die Soldaten nicht wissen, wo vielleicht feindliche Schützen liegen. Aber die Luft ist rein. Mein letzter Blick auf Oranienburg: es steht in einem hellen Feuerschein. So ist es im Herbst 1944 auch in Königsberg gewesen, als die Stadt brannte, und als ein rauchendes Trümmerfeld in meiner Erinnerung zurückblieb.

Am Morgen verlassen uns die Soldaten, und wir müssen alleine weiter. Andere Flüchtlinge stoßen zu uns, der Flüchtlingszug wird immer länger. Es herrscht ein unbeschreibliches Chaos: Militärwagen blockieren die Straßen, dazwischen immer wieder Flüchtlinge. So geht das drei Tage lang. Einmal schlafen wir nachts in einer leeren Gaststätte. Die ganze Nacht rollen Panzer und schwere Wagen an dem Haus vorbei. Die „Führungsspitze" flieht nach Berlin in die Reichskanzlei. Das wird uns später erzählt.

„Nicht hinschauen!"

Das ist der Befehl meines um fünf Jahre älteren Bruders Helmut an mich. Natürlich schaue ich hin. Diesmal liegen keine explodierten Häftlinge auf dem Rasen. Sie liegen erschossen am Straßenabhang. Sie haben den Marsch an die Ostsee, den die Insassen von Sachsenhausen antreten mußten, nicht geschafft.

Wir kommen nach Gransee. Vor der Stadtmauer liegen mehrere Männer. Haben sie sich hier zum Sonnen hingelegt? Wohl nicht, ihre Köpfe sind so abgedreht, sie sind erhängt worden. Meine größte Sorge ist, das Fahrrad zu halten. Wenn es umkippt, muß ich es aufrichten, verliere den Anschluß, und meine Familie zieht ohne mich weiter. Meine Mutter ist entsetzt, als ich ihr später von meiner Angst erzähle.

In Gransee sehe ich zum letzten Mal einen KZ-Häftling. Er ist gefangen genommen worden. Mit erhobenen Händen steht er vor einer weißgekalkten Mauer, mit dem Rücken zu der Menge. Zum ersten Mal regt sich in mir Mitleid. Er ist hilflos und ausgeliefert und da gilt immer die Spielregel „ablassen"! Das weiß ich von unseren geschwisterlichen Rangeleien.

Bahnreise

In Gransee wird ein FLAK-Zug zusammengestellt, der verwundete Soldaten und Flüchtlinge aufnimmt. In Viehwaggons werden wir untergebracht. Viele Menschen und etwas Stroh sind in einem Wagen zusammengepfercht. Nach stundenlangem Warten setzt sich der Zug endlich in Bewegung. Er bleibt in den nächsten Tagen oft stehen, entweder müssen alle Menschen raus, weil Tieffleger im Anflug sind, oder die Ursache ist nicht zu ergründen. Die hygienischen Verhältnisse sind katastrophal. Wir haben kein Wasser, keine Toiletten, bei jedem Zufallshalt suchen die Menschen zu entschwinden, immer in Hast, immer in Angst, daß der Zug sich plötzlich weiterbewegt. Das passiert natürlich, und ich sehe heute noch, wie die Betroffenen auf die fahrenden Wagen springen. Die Enge im Waggon macht aggressiv und abweisend. Aber immer wieder setzt sich auch Hilfsbereitschaft und Kameradschaft durch.

Schleswig-Holstein

Lübeck ist der erste größere Bahnhof für uns. Das „Rote Kreuz" steht am Bahnhof und gibt Essen aus. Unermüdlich schneiden die Frauen Brote in Scheiben. Unter die Maschine haben sie ei-

nen Karton aufgestellt, in den Brotkrumen fallen. Das ist unsere Chance! Wir haben nämlich keine Lebensmittelkarten. Die hat ein Onkel in der Hektik der Flucht mitgenommen, und meiner Mutter ist es nicht gelungen, Ersatzkarten zu bekommen. Und „ohne Karte keine Zuteilung". Wir haben also, schlicht gesagt, fast nichts zu essen. Mein Bruder Helmut bringt die Brotkrumen, wir vermischen sie mit Zucker, den wir von irgendwoher bekommen haben, das ernährt uns für ein paar Tage.

In Kiel hält der Zug für eine längere Zeit. Ein Mann kommt an die Waggontür. *„Seid froh, daß Ihr nicht hierbleiben müßt. Wir haben hier einen Verpflegungsbunker geplündert, nun gibt es wenigstens für ein paar Tage etwas zu essen. Es gibt sonst einfach nichts!"* ...

Es geht weiter. Ich lese auf den Bahnhofsschildern: „Eckernförde", dann „Süderbrarup". Was sind das für Namen, wohin fahren wir? Bisher waren „Pillkallen, Laukischken, Labiau, Rauschen" die Orte, die mir vertraut waren. Ich fühle mich fremd.

Ausgesetzt

Auf den endlosen Halten sitzen die Menschen gerne auf der Bahnsteigkante oder wo der Zug gerade hält. Mit uns fährt eine Familie mit einer behinderten Tochter, die ständig lächelt. Der Zug setzt sich in Bewegung. Alle steigen schnell zu. Das Mädchen bleibt auf der Kante zurück, lächelnd.

Weiter

In Flensburg kommen wir abends an. *„Alle haben auszusteigen und vor ihrem Waggon zu warten!"* Was ist denn jetzt wieder los? Tieffflieger sind nicht in Sicht, auch sonst kein Alarm, der uns aus dem Zug treibt; und so stehen Hunderte von abgerissenen Flüchtlingen auf dem Bahnsteig und warten. Und dann beginnt es, wie ein Lauffeuer rennen die Sätze den Zug entlang: *„Hitler ist tot, Hitler ist tot, alles ist zu Ende ..."*

Einige fangen an zu weinen, andere wagen ein: *„Endlich ist Schluß"*, die meisten sind zu erschöpft, um noch etwas zu sagen. Dann kommt der Befehl, wieder in den Waggon reinzuklettern. *„Ab jetzt darf keiner mehr die Türen öffnen, aus dem Fenster sehen, sonst wird geschossen!"* Der Zug setzt sich in Bewegung, er fährt, wie es mir scheint, die ganze Nacht. Ich schlafe ein, zu oft haben wir stillgestanden für Stunden, sind dann weitergefahren, weiter nach Norden, weiter weg von den Russen ...

Ankunft

Es ist Morgen, und wir stehen schon eine ganze Weile, endlich wagen wir es doch, die Waggontür zu öffnen. „Padborg" steht auf dem Bahnhofsschild, meine Mutter nimmt uns vier Kinder zusammen und sagt: *„Wir sind in Dänemark, jetzt sind wir in Sicherheit."* Meine ältere Schwester bricht in Tränen aus: *„Was sollen wir hier, wann geht es nach Hause?" „Laß nur, in ein paar Wochen sind wir wieder heim in Königsberg!"* ...

Die Belehrung, wie man im Freien ein Spiegelei zubereitet

Eine fröhliche deutsche Pfadfinderin läuft den Zug entlang und begrüßt die Menschen, die zögernd ins Freie kommen. *„Herzlich willkommen in Dänemark!"* zwitschert sie. *„Sie müssen ja jetzt im Freien kochen, da möchte ich Ihnen zeigen, wie man auf einfachste Weise ein Spiegelei zubereitet." „Was, du hast ein Hüh-*

nerei dabei, woher hast du das denn? Sowas hätten wir auch gerne!" Ehrfürchtig schaut die Menge zu, wie sie flink ein Feuer bereitet und das Ei in die Pfanne schlägt. Kann sie ahnen, daß wir jeden Abend am Zugrand unsere notdürftigen Kochstellen errichteten, um kärgliches Essen zuzubereiten und in dieser Kunst wahre Meister sind?

Bombenalarm

Die Flüchtlinge haben den Zug verlassen und werden in den nächsten Tagen an wechselnden Orten untergebracht, zuerst in einer Kaserne, wo es kein Strohlager gibt. Wir müssen ein paar Nächte auf dem nackten Boden schlafen. Dann in einem großen Raum, in dem die Oberlichter zugemalt werden. Warum das? Soll es wieder Flugalarm geben? In der Nacht heulen Sirenen, ich gerate in Panik, *„Wo ist der Luftschutzbunker? Mutter!"* Sie beruhigt mich: *„Hier gibt es keine Luftangriffe, wir können hier in Dänemark ganz sicher sein, der Alarm ist jenseits der Grenze."* In dieser Nacht schlafe ich ruhig und nach langer Zeit ohne Angst, tief und fest.

Tondern

In der Stadt werden wir in einen großen Raum geleitet, der leergeräumt wurde. Ist es eine Aula, ist es ein Tanzsaal? Vorne ist eine Bühne, von der noch eine große Kulisse herabhängt, auf der ein kenterndes Schiff aufgemalt ist.

Jede Familie bekommt ein Strohlager zugeteilt. Schemel werden als Begrenzungen zwischen die Abteilungen gestellt. In dieser formlosen Menge entsteht so ein Privatraum.

Geburtstag

Ich werde zehn Jahre alt, und meine Mutter hat es geschafft, ein Paket Knäckebrot und geschlagene Sahne zu organisieren. Wir sitzen in unserer Bucht, und ich bin die Gastgeberin.

Einzug der Sieger

Wir hocken immer noch in dem großen Raum, da kommt morgens der Befehl: *„Keiner verläßt heute diesen Saal, wer es wagt, wird festgenommen!"* Die Fenster und Türen werden zugenagelt. Von draußen hört man den ganzen Tag Motorenlärm, Jubelrufe und viel Bewegung. Mutter ist sehr bleich und flüstert uns zu, keinem Menschen zu erzählen, daß mein Bruder, der im nächsten Monat fünfzehn werden soll, unauffindbar ist. (Er ist am Morgen mit dem „Brotholkommando" in die Stadt entwischt.) Am Abend taucht er wieder auf mit einem englischen Fähnchen in der Hand. Er hat den Einzug der Sieger miterlebt, den ganzen Tag. Es ist der 18. Mai 1945.

Das erste Lager

Wieder werden wir „weitergeleitet". Außerhalb von Tondern kommen wir in eine Kaserne, die ein festes Steinhaus besitzt und sonst mit Baracken zu einem richtigen Lager hergerichtet worden ist. Es gibt einen Lagerleiter, einen Lagerarzt, für jeden Raum einen Stubenältesten usw. Die Verwaltung gibt uns das Gefühl einer hierarchischen Ordnung. Zu verwalten sind fast nur Frauen, Kinder und alte Männer.

Die Dänen

Zur Bevölkerung haben wir, seitdem wir in diesem Land sind, gar keinen Kontakt, und das wird auch so bleiben. Die Wach-

mannschaften flößen mir keine Furcht ein, weil ich sie für verkleidete Zivilisten halte. Und Zivilisten haben keine Macht und keine Autorität, sie sind den Soldaten unterstellt. Auch zeigen die dänischen Soldaten nie Machtposen, sie sind freundlich und gelassen. Erstaunlich!

Siegerposen

Die erleben wir von den britischen Soldaten. Sie kommen eines Tages in unseren Raum und lassen sich allen Schmuck und alle Uhren geben. Die Eheringe dürfen die „Insassen" behalten. Ihr Auftritt ist kurz und einmalig, aber die Beklommenheit bleibt eine ganze Weile bestehen. Das Gefühl, ausgeliefert zu sein, ist immer da.

Deutsche Soldaten verlassen das Land

Eine Mauer trennt das Lager von der Hauptstraße. Das „Lagertelefon" verkündet: *„Unsere Soldaten ziehen ab!"* Der Tagesbefehl lautet: *„Keiner darf über die Mauer schauen, es wird sofort geschossen!"*

Den ganzen Tag hören wir das Marschieren der abziehenden, entwaffneten Soldaten. Die Frauen weinen. *„Unsere Soldaten"* ...

Aber Zettel fliegen über die Mauer mit Bitten, in Deutschland Nachricht von uns zu geben. Mutter schreibt und schreibt. Diese stille Post hat bewirkt, daß manche Nachricht ihren Empfänger fand und man wieder voneinander wußte.

Puppen und Liebe

Eine große Spielzeugspende ist dem Lager übergeben worden. Die Verteilung obliegt Herrn Müller, einem jüngeren Mann, der es irgendwie verstanden haben muß, immer in der Etappe mitzuziehen. In unserem Lager hat er die Rolle des Lager-Don-Juan übernommen. Hanna, meine kleine Schwester, wird ein Püppchen bekommen, die kleinen Kinder werden zuerst bedacht. Mutter nimmt uns ältere Geschwister zusammen: *„Hanna wird eine Puppe bekommen, ich muß mich aber dafür einen Abend lang im Wäldchen von Herrn Müller knutschen lassen"*. Wir sind empört. *„Auf keinen Fall, Mutter, das mußt du nicht tun, was sollte Vater denken! ... Wir verzichten auf die Puppe!"*

Ich weiß, daß ich aus Mitleid um meine Schwester, der ich so dringend die Puppe gegönnt hätte, sehr geweint habe.

Politische Verwirrung

Es sind nun schon einige Wochen her, daß wir den Krieg verloren haben, aber von dem Fenster unseres Raumes aus sehe ich einen strammen Mann in SA-Uniform herumlaufen.

Er flößt mir gleich ein Gefühl von Autorität ein. Nur die Hand zum Hitlergruß heben wir nicht mehr.

Unser Stubenältester hat meine Mutter im Gespräch mit einem Kommunisten beobachtet. Ein Kommunist! Damit ist das Maß voll. Mutter ist aufmüpfig und läßt sich von diesem Ekel sowieso nichts sagen, so sorgt er dafür, daß wir bei der nächsten Flüchtlingsverlegung dabei sind. Wir werden nach Oksbøl „überführt" werden. Oksbøl gilt als Straflager.

Lagerwechsel

Es ist frühmorgens. Alle Flüchtlinge, die das Lager verlassen müssen, sammeln sich in einem langen Zug vor dem Lagertor.

Alle zehn Meter geht ein Soldat neben der Gruppe her. Die Bewachung ist total. Wie Schwerverbrecherinnen kommen wir uns vor. Wir, das sind fast nur Frauen und Kinder, die ihre ganze Kraft einsetzen müssen, um den langen Fußmarsch zum Bahnhof zu schaffen. Ich habe noch jahrelang Angst vor langen Straßen, die ich gehen muß.

Oksbøl

Wir werden an der Lagerpforte ausgeladen und uns selbst überlassen. *„Sucht euch eine Unterkunft!"* So wandert meine Mutter los und sucht in den Baracken nach einem Raum. Die Pferdeställe sind alle schon besetzt, einige Baracken scheinen noch leer zu sein. Wir finden einen Raum, in dem acht zweistöckige Betten stehen. Wir bekommen für fünf Personen vier Betten! Mit uns ziehen noch sechs weitere Frauen mit ihren Kindern ein. Hier werden wir bleiben.

Das Lager Oksbøl wuchs bald auf eine Größe von 35.000 Menschen an und entsprach damit der Einwohnerzahl einer mittelgroßen dänischen Provinzstadt.

Das Lager Oksbøl. (Foto: Blavant Museum/Oksbøl).

Die Baracke M 10/ Zimmer 8

Unseren Raum teilen sich nun achtzehn Personen: sieben Frauen, elf Kinder im Alter von drei bis fünfzehn Jahren.

Unsere Wohnung besteht aus zwei Doppelbetten, einem Gang dazwischen, einem schmalen Spind an der Wand und einem Tisch mit vier Schemeln vor den Betten. Ich habe fast zwei Jahre mit meiner Mutter ein Bett geteilt. Die Matratzen sind Strohsäcke, die Kissen sind mit Stroh gefüllt, die Decken haben die Soldaten uns hinterlassen. Manche Flüchtlinge haben ihre Federbetten mit auf die Flucht genommen, diese sind dann natürlich

Kostbarkeiten. Unsere „Haustür" ist ein Wollplaid, das die Flucht mitgemacht hat. Es wird zwischen den beiden Bettgestellen aufgehängt und schirmt uns vor den anderen Mitbewohnerinnen ab, wenn es ans Ausziehen, Umziehen, Anziehen geht. Jede Familie im Zimmer hat sich so einen Sichtschutz geschaffen.

Wärmen wird uns ein Kanonenofen, der zwischen den Fenstern steht. Wir feuern ihn mit Briketts und geklautem Holz. Das Ofenrohr geht durch die Barackenwand nach draußen. Die Baracke hat einen Gemeinschaftswaschraum, der auch als Waschküche dient.

Zusammenleben

Die nicht gesuchte Nähe, die nicht gewollten Gemeinschaften tragen viel Aggressionen ein. Fast jeden Tag gibt es böse Schlägereien zwischen den Frauen, wüste Beschimpfungen, die laut und ungeniert vor den anderen ausgetragen werden. Die Frauen leiden unter der Trennung von ihren Männern, fast alle wissen nicht, ob diese dem Krieg entronnen sind und wie. Die Flucht und die Entbehrungen haben sie nervlich zermürbt, da bleibt nicht mehr viel übrig für ein friedliches Zusammenleben.

Die sozialen Unterschiede und gesellschaftlichen Differenzierungen sind völlig aufgehoben: Alle Flüchtlinge bekommen das gleiche Essen, schlafen auf den gleichen Strohsäcken, waschen sich im gleichen Waschraum, bewahren ihre Habseligkeiten in den gleichen Spinden, und trotzdem gibt es immer wieder Neid und Mißgunst. Die andere Seite ist natürlich auch vorhanden. Mitmenschlichkeit, Hilfbereitschaft und Solidarität finden ihren

Dieses Foto aus einem anderen (deutschen) Flüchtlingslager zeigt den Versuch, eine private Distanz zu den Mitflüchtlingen zu schaffen.

Raum und werden täglich gelebt. Ob es die Seifenlauge ist, die die Mitbewohnerin meiner Mutter überläßt, (Seifenpulver ist eine Kostbarkeit) oder die Haarbürste, die mir eine Zimmernachbarin leiht, damit meine langen Haare gebürstet werden können, es sind so viele kleine Gesten, die das Zusammenleben erleichtern. Das soll nicht vergessen werden.

Ein Scherenschnitt, den ein Flüchtling von einer Lagerstube geschnitten hat.

Männer und Frauen

Die wenigen jüngeren Männer sind entweder Kriegsopfer oder durften aus gesundheitlichen Gründen keine Soldaten sein. Oder sie haben eine etwas undurchsichtige Vergangenheit, die sie als vorzeitige Zivilisten ins Lager gebracht hat. Von den meisten Frauen werden diese verachtet, von einigen natürlich heiß begehrt.

Den Männern wurden ohne Diskussion alle leitenden Stellen in der Lagerverwaltung zuerkannt. So sind sie auch hier in Oksbøl Barackenälteste, Blockvorsteher und natürlich Lagerleiter. Die Frauen beanspruchen keine Führungsaufgaben.

Familien, in denen ein Mann lebt, haben eigene Zimmer. Die anderen Räume sind ansonsten nur von Frauen und Kindern bewohnt. Die älteren Männer wohnen dazwischen.

Eine Unterkunft in einem ehemaligen Pferdestall. (Foto: Blavant Museum/Oksbøl).

Brote werden für das Lager entladen. (Foto: Blavant Museum/Oksbøl).

Kultur, Theater, Schule

Über die kulturellen Aktivitäten in Oksbøl wird in dem Buch von Hendrik Havrehed: „Die Deutschen in Dänemark 1945-49“ sehr genau Bericht gegeben.

Während wir in der kurzen Zeit im Lager Tondern (Mai-Juli 1945) keine Schule hatten, waren in Oksbøl mehrere Schulen eingerichtet worden, die sogar Lehrpläne entwickelt hatten. Ich besuchte die Herder-Oberschule, in der ich in den Fächern Deutsch, Englisch, Mathematik, Erdkunde, Biologie und Gymnastik unterrichtet wurde. Religion nicht zu vergessen. Die Lehrpläne waren doch wohl sehr nach den personellen Möglichkeiten erstellt worden, ich konnte nach meiner Rückkehr in Deutschland in fast keinem Fach Anschluß finden. Ich denke, jeder Lehrer und jede Lehrerin brachten bei, was sie gerade am besten unterrichten konnten.

Auch die Benotung war sehr exotisch. So bekamen wir eine Eins in Religion, wenn wir das Wort „Zarathustra“ richtig an die Tafel schreiben konnten. Dennoch habe ich diesen Lehrer, der wahrscheinlich diesen Beruf nie erlernt hatte und sicherlich mehr ein freigeistiger Nietzsche-Anhänger gewesen ist, sehr gerne gehabt.

Lesen, Bücher

In unserem Fluchtgepäck gab es kein Spielzeug und auch keine Bücher. Das ist für ein lesehungriges Mädchen sehr schlimm. Erstaunlicherweise kursierten unter den Flüchtlingen dennoch ein paar Exemplare, die von Hand zu Hand gingen und sehr begehrt waren. So bekam ich drei Kriminalromane zugesteckt, die mich alles um mich herum vergessen ließen. Auch meine Wachsamkeit. Ich wurde auf dem Wäscheplatz im Lager Tondern unter die wenigen Wäschestücke gesetzt, die wir besaßen, um sie vor Diebstahl zu bewachen. Ich bewachte … und las. Als Mutter kam, um die Wäsche abzunehmen, war sie auch noch da, dafür waren alle Klammern gestohlen worden. Das war ein herber Verlust, denn Wäscheklammern stellten eine Kostbarkeit dar.

Im Lager Oksböl haben mich dann fast zwei Jahre hindurch eine Zeitschrift und fünf richtige Bücher begleitet. Ich las sie, wie in einem Kreislauf, immer wieder. Es waren „Fräulein Lohengrin“, ein Jugendmädchenbuch, „Der goldene Topf“ von E. T. A. Hoffmann, „David Copperfield“ von Charles Dickens und „Meine zweite Durchquerung Äquatorial-Afrikas“ von Hermann v. Wissmann von 1886-87. Die Zeitschrift war ein medizin-wissenschaftliches Monatsmagazin, aus dem mir zwei Aufsätze noch heute erinnerlich sind. Der eine befaßte sich detailliert mit dem Liebesleben einer bestimmten Schneckenart, der andere schilderte das Krankheitsverhalten Friedrich Nietzsches während seines Aufenthalts in einer Nervenheilanstalt … Das war schon eine bunte Mischung. Zu den privilegierten Personen in unserem Lager gehörte Agnes Miegel. Sie durfte, weil sie so berühmt war, mit ihrer Betreuerin ein Zimmer alleine bewohnen. Sie gab Leseabende, zu denen ich leider nicht mitgenommen wurde. In Oksböl entstand ihr „Märchen“, in dem sie in allegorischer Form die Flucht und Vertreibung erzählt. Diese Dichtung wurde, handgeschrieben und notdürftig gebunden, in ein paar Exemplaren verteilt, aber wie so viele Dinge, unter der Hand, und so haben wir keins bekommen. Schade.

Herder
~~Humboldt~~-Oberschule
Flüchtlingsgemeinde Oksbøl

Zeugnis

für Margarete Kitsch Klasse 1.a

Allgemeine Beurteilung: M. ist beim Unterricht sehr leicht abgelenkt.

Deutsch:	ausreich.	Biologie:	gut
Latein:	—	Leibesübung:	gut
Englisch:	befriedig	Zeichnen:	—
Geschichte:	—	Musik:	—
Erdkunde:	gut	Religion:	gut
Mathematik:	ausreich	Handschrift:	befriedigen
Physik:	—		
Chemie:	—		

Vers. Stund.: — Verspätet: — mal.

Bemerkungen für die Versetzung: M. wird nach Ha 2 versetzt (Konferenzbeschluß vom 26. Juni 46.

Oksbøl, den 29. Juni 1946

A. Mitzreter — Leiter der Oberschule

M. Braun — Leiter der Klasse

Ludwig Kitsch

Unterschrift des Erziehungsberechtigten

Ein Zeugnis aus der Lageroberschule Oksbøl.

Baumklau

Bei aller täglichen Streiterei und Feindseligkeit, die in der Baracke ausgelebt wurde, das Fällen einer ausgewählten Fichte, ihre Verarbeitung und Verteilung, vereinigte die buntzusammengewürfelte Schar und machte sie für eine Nacht zu einer nahtlos funktionierenden Gemeinschaft. Die Aktion war generalstabsmäßig vorbereitet worden. Jeder hatte zu gegebener Zeit seine Aufgabe zu erfüllen. Und es klappte wie am Schnürchen. Fällen, in die Baracke bringen, zersägen, verteilen und Spuren verwischen. In den Stuben stapelten sich für ein paar Wochen Holzscheite, die etwas mehr Wärme brachten. Es war im kalten Winter 1946/47, und das Abhauen der Bäume, die die Baracken umgaben, war strengstens verboten und wurde von der Lagerpolizei scharf beobachtet. Oder schaute sie nicht so hin? Als das Lager 1949 aufgelöst wurde, standen viele Baracken schon ganz lange ohne Baumbestand da.

Eine Decke ist die sichere Haustür

Ich werde von zwei Jungen verfolgt, die mich verhauen wollen. Ich renne um die Baracke, schaffe es, vor ihnen in meine Stube zu gelangen; ich schlüpfe hinter unsere Decke, die unsere Bettgestelle abschirmt. Sie folgen ins Zimmer, ich klettere blitzschnell auf das obere Etagenbett. Sie bleiben vor der Decke stehen, wagen es nicht, sie zur Seite zu schieben und mich vom Bett herunterzuholen. Wie zwei bellende Hunde bleiben sie vor der „Haustür" stehen, drohen, pöbeln. Ich fühle mich ganz in Sicherheit. Der private Raum, und wird er auch nur von einem Schemel oder einem Vorhang begrenzt, wird respektiert.

Hygiene, Toiletten, Impfen

Ein lebenswichtiges Thema. In Tondern scheint es richtige Toiletten gegeben zu haben. In Oksbøl mußten wir zuerst Latrinen benutzen, die hinter den Baracken angelegt wurden. Sie waren nicht unterteilt und rochen furchtbar nach Chlorkalk, der ständig rübergeschüttet wurde. Jeder Gang dorthin war ein Angang.

Später wurden für jeden Barackentrakt Toilettenhäuschen gebaut, die abschließbar und nicht einsehbar waren.

Im Lager Tondern mußten meine Zöpfe abgeschnitten werden, weil zu den Kopfläusen noch Kleiderläuse auftauchten, die sich gern im Nacken einnisten.

Wir wurden regelmäßig gegen Typhus und Diphterie geimpft. Meine Impfkarte zeigt für knapp zwei Jahre sieben Termine auf. Große Erregung unter den Flüchtingen entstand bei der Tuberkuloseimpfung, die nach der Calmette-Methode ausgeführt wurde. Sie war anscheinend mit Risiken verbunden. Der Protest half nichts: Wir mußten uns in die langen Schlangen einreihen und wurden in drei Durchgängen geimpft. In der Tat gab es böse eiternde Entzündungen nach dieser Impfung.

Badetag

Alle vierzehn Tage durften wir uns in einer „Warmwasserbaracke" heiß waschen und duschen, wenn uns eine Dusche zugeteilt wurde.

Dies ist ein besonderer Tag! In langen Reihen stehen auf den Borden Metallschüsseln, in die heißes Wasser getan wird. Wir bekommen eine Extraportion Seife und können uns warm abwa-

schen. Was für ein Genuß! Ich kann stundenlang in diesem dampfenden Raum zubringen, wo es nur Wärme gibt. Hier können auch meine Zöpfe, die inzwischen wieder nachgewachsen sind, denn Läusegefahr besteht nicht mehr, gewaschen werden.

Die Küche im Lager: Eine Küche war immer für 10 Baracken zuständig. (Foto: Blavant Museum/Oksbøl).

Wanzen, Ratten, Mäuse

Die Wanzen waren schon eine ganze Weile in einigen Stuben. Die Frauen schützten sich und die Kinder durch Wassereimer, die sie um die Betten stellten. Sie schämten sich zuzugeben, daß sie diese Plage hatten. Zum Schluß waren alle Stuben so verwanzt, daß es sich nicht mehr umgehen ließ, dies zu melden. Einen ganzen Tag mußten wir draußen kampieren, bis die giftigen Dämpfe aus den Räumen verflogen waren, mit denen das Desinfektionskommando die ganze Baracke eingenebelt hatte.

Die Ratte nagt sich von unten durch den Fußboden. Nachts können wir das Schaben und Kratzen hören. Was sollten wir machen? Wir fangen an, uns zu grausen. Ein großes Blech wird auf dem Boden angebracht, und das Tier gibt auf.

Unter dem Strohkopfkissen eines kleinen Jungen aus unserer Stube gibt es mitten in der Nacht eine Bewegung, die ihn aufschrecken läßt. Was ist? Das trübe Licht wird angeschaltet. (Wir hatten eine nackte Fassung mit einer 25 Watt-Birne die ganze Lagerzeit hindurch.)

Unter seinem Kopfkissen hat eine Maus ihr Wochenbett gefunden und ihre Jungen geworfen. Sollen wir uns ekeln oder lachen? Wir entscheiden uns für das Letztere.

Die Betten im Lager waren aus Holz und ein Nistplatz für Wanzen. Die Bewohner erhielten 1946 Binsenmatten, die wahrscheinlich aus einer schwedischen Spendenaktion stammten. (Foto: Blavant Museum/Oksbøl).

Kinder in Oksbøl. (Foto: Blavant Museum/Oksbøl).

Sonderverpflegung

Ich war nach einem Wiegebefund bei der ärztlichen Untersuchung in die Kategorie „Unterernährt" eingestuft worden. Für diese Kinder gab es eine Zusatzernährung, die aus etwas Butter, Brot und einem Ei einmal wöchentlich bestand. Wahrscheinlich auch Vollmilch, das weiß ich nicht mehr so genau. Ich weiß nur, daß das Ei eine Kostbarkeit darstellte. Meine Mutter schickte meine Geschwister aus dem Zimmer, wenn ich unter ihrer Aufsicht das gekochte Ei und die anderen Sachen essen durfte. Sie wollte nicht, daß die Geschwister zusehen mußten.

Essensvariationen

Meine Mutter, die in unserer Baracke das Kaltessen verteilt, setzt durch, daß die Gemeinschaftsküche, die immer für einen Block von zehn Baracken kocht, uns die Fische roh überläßt. Ein alter Fischer, der das Räuchern versteht, hat sich vor der Baracke einen Rauchstand gebastelt, in dem er alle Fische räuchert, die ihm gegeben werden. Das ist ein Hochgenuß! Wir müssen nun nicht mehr völlig zerkochte Fischteile essen.

Aus Kartoffelschalen wird Stärkemehl.

Der Gang der Handlung: Ich bin klein und wendig und kann deshalb tief in die Abfallkuten kriechen, die neben der Großküche liegen und in denen die Kartoffelschalen liegen. Ein Laken wird mit den Schalen gefüllt, und nun werden sie immer wieder mit Wasser gerührt, bis sich im Eimer darunter die Stärke sammelt. Sie wird gemeinschaftlich geteilt und mit Milch und Zucker zu einem Pudding gekocht. Die Stärke bindet auch die geriebenen Kartoffeln, die uns inzwischen roh zugeteilt werden. Wie reiben wir die Kartoffelschalen? Ein alter geschickter Hand-

Brot, Wasser — Transporte im Lager Oksbøl. (Foto: Blavant Museum/Oksbøl)

werker, der ein paar Gasmaskenhüllen organisiert hat, schneidet diese auf und treibt mit einem Nagel Löcher in das Metall. Die aufgeschlagenen Stellen sind scharf und die Kartoffelreibe perfekt. Der Kartoffelbrei, wieder mit Stärke verdickt, wird auf dem Kanonenofen gebraten. Zuerst mit Lebertran, der uns regelmäßig zugeteilt wird, aber das Fett macht die Flinsen ungenießbar. Später zweigen wir etwas Margarine ab, und nun ist ein Festschmaus angesagt.

Diese Kartoffelflinsen habe ich heute noch in schönster Erinnerung.

Das Rezept für die Kaffeetorte habe ich vergessen, sie wurde aus Gerstenkaffee hergestellt und war doch eine richtige Torte. Wir luden uns im Zimmer zum Nachmittagskaffee ein, wie weit war der Weg? ... Drei Schritte in die Nachbarecke zum anderen Tisch.

Die Rückkehr wird möglich

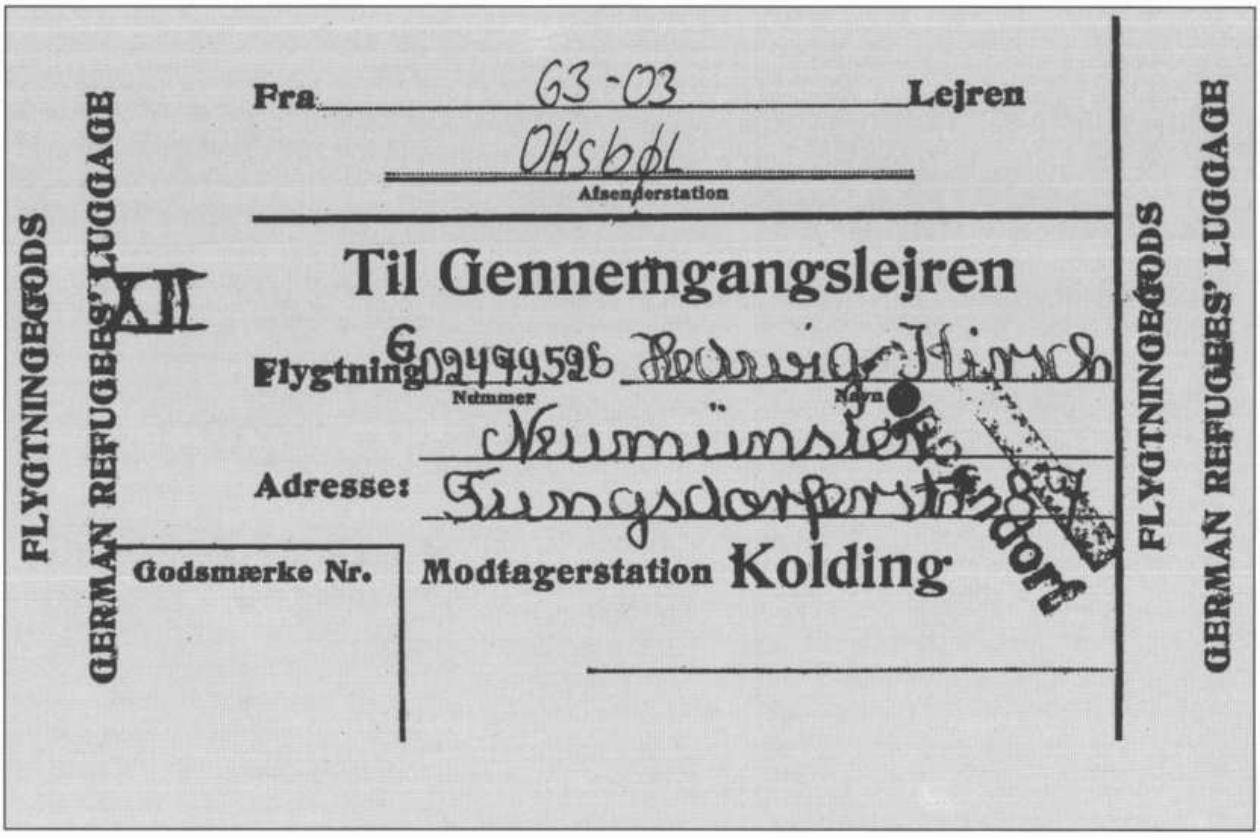
Mein Vater hatte den Krieg schwerverletzt überstanden. Er war in amerikanischer Kriegsgefangenschaft in Bad Mergentheim. In der ersten Zeit in Dänemark war für die Flüchtlinge ein totales Schreibverbot angeordnet worden. Aber die Zettelchen, die in Tondern über die Mauer geworfen wurden, hatten doch zu Informationen geführt. So wußten wir bald, daß mein Vater am Leben war. Auch ein weiterer Bruder, der die Flucht nicht mitgemacht hatte, weil er im Februar 1945 noch in ein Internat in Bad Sachsa gekommen war, hatte das Kriegsende heil überstanden und war in Schleswig bei einer lettischen Familie untergekommen. In Oksbøl war bald eine Post eingerichtet worden, die den Briefverkehr nach Deutschland übernahm.

Die Rückkehr

Wohlgeordnet verlassen hunderte von Flüchtlingen in der Frühe des 30. Januar 1947 das Lager. Sogar unsere Fahrräder, die gleich bei der Ankunft in Oksbøl requiriert worden waren, werden uns wohlbehalten wieder ausgeliefert. Während unserer Zeit im Lager durften wir sie nicht benutzen. Wir bewegten uns dort einzig und allein zu Fuß. Autos gab es ohnehin nicht.

Wir werden in einem langen Zug zur Bahnstation gebracht. Über Kolding geht es nach Deutschland. Hinter uns liegen tränenreiche Abschiede von den Zimmergenossinnen, die noch im Lager bleiben müssen. Wieder habe ich mein Fluchtgepäck, Rucksack, Tasche und Fahrrad zu versorgen, nur daß es diesmal keine Flucht ist, sondern eine friedliche Rückkehr, die uns allerdings noch das Letzte abverlangen wird. Es ist der bitterkalte Winter 1947, und der Zug ist ungeheizt. Die ganze Nacht sitzen wir zusamengekauert im Abteil, die Milch, die für meine kleine Schwester hereingereicht wird, ist gefroren, und ich denke das erste Mal, daß ich es nicht überstehen werde.

Endlich kommen wir nach Pöppendorf, wo wir zwecks Registrierung einen Zwischenaufenthalt haben. Dieses Lager besteht aus „Nissenhütten", einem ganz besonders scheußlichen Typ von Baracke: riesige Wellblechtonnen, die bis zum Boden gehen, innen mit Stroh ausgelegt sind und einem kleinen Kanonenofen, der für die große Fläche viel zu winzig ist. Die Nacht ist schrecklich in ihrer Kälte. Nachdem wir eingeteilt, geordnet und registriert worden sind, geht es am nächsten Tag endlich weiter. Un-


FLYGTNINGEGODS
GERMAN REFUGEES' LUGGAGE
XII
Fra 63-03 Lejren
Oksbøl
Afsenderstation
Til Gennemgangslejren
Flygtning 6 02499596 Henrig Hirsch
Nummer Navn
Adresse: Neumünster
Kungsdorferstraße
Godsmærke Nr.
Modtagerstation Kolding
FLYGTNINGEGODS
GERMAN REFUGEES' LUGGAGE

Entlassungskarte Januar/Februar 1947.

In Neumünster: Frau Kirsch mit ihren Kindern (links die Autorin des Artikels, Margarete Timmermann, geborene Kirsch).

sere Geduld wird auf eine harte Probe gestellt. Bis wir Neumünster erreichen, ist es schon wieder Nacht. Völlig erfroren kommen wir dort an. Mein Vater hat seit Stunden mit vielen Menschen auf dem Bahnhof gewartet. Die Abteiltür öffnet sich, er steht vor uns und schließt uns in seine Arme. Nach Hause sind wir nicht gekommen, ein fremder Ort wird unser neues Zuhause werden. Aber wir sind wieder zusammen, an Leib und Seele beschädigt, aber lebendig.

Spurensuche

Im Sommer 1993 und im Frühjahr 1994 hatte ich Gelegenheit, die Lager Tondern und Oksbøl wieder aufzusuchen.

In Tondern habe ich große Unterstützung durch die Mitarbeiterin der dortigen Zeitung und bei den beiden Archivaren des Stadtarchivs gefunden, die mir bei meiner ganz privaten Suche behilflich gewesen sind. Sie vermittelten mir auch ein Wiedersehen mit der Gattin des damaligen deutschen Pastors, Herrn Rühmann. Sie ermöglichten meiner Familie 1945 einen Freigang aus dem Lager zu sich in ihr Pastorat. Einen Nachmittag lang waren wir zu Kaffee und Kuchen geladen. Ich weiß nur noch, daß ich von den angebotenen Köstlichkeiten fast nichts essen konnte, weil die vorangegangene Mangelernährung mich zu sehr ausgehungert hatte. Auch mußte ich wohl von dem langen Fußmarsch bis zum Pastorat zu erschöpft gewesen sein.

Für mich ist es ein großes Erlebnis gewesen, Frau Rühmann wiederzusehen. Sie lebte, fast hundert Jahre alt, in einem Pflegeheim. Mitte 1994 ist sie verstorben.

Ganz besonders hat mich das Wiedersehen des ehemaligen Lagers in Tondern bewegt. Es ist heute ein Offiziersheim. Der Eingang, das Haus, in dem wir untergebracht waren, ... alles findet sich wieder. Sogar der Wäscheplatz auf der Rückseite mit dem Rasen dahinter, ist noch an der gleichen Stelle. Ein Offizier, dem ich meine Geschichte erzähle, läßt mich die Räume schauen, in denen jetzt Wohnungen der Familien sind. Ich kann so auf die große Halle gegenüber sehen, in der damals Lagertheater gespielt wurde und die als Versammlungsort für die Flüchtlinge von einiger Bedeutung war.

In Oksbøl werden wir sehr freundlich zu dem Lagergelände geführt. Heute ist es ein großes Waldgebiet geworden. Die Wege zwischen den Baracken sind noch deutlich ausgeprägt. Der Lagereingang, wo das Theater und einige Steinhäuser standen, habe ich gleich wiedererkannt. Ich meine, auch das Haus gefunden zu haben, wo wir die Impfungen bekamen. Eine Baracke steht auch noch da, sie ist aber nicht unser Barackentyp. Der steht im Flüchtlingsmuseum der Stadt Oksbøl. Ein ehemaliger Lagerinsasse hat ein Modell maßstabsgerecht nachgebaut und es dem Museum geschenkt. Unter den Ausstellungsstücken finde ich auch die Gasmaskenkartoffelreibe wieder.

Wieder hat mich das freundliche Entgegenkommen, die Bereitschaft, die Plätze und Orte wiederfinden zu helfen, die Geduld, mit der auf alle meine Fragen eingegangen wurde, sehr bewegt. Ganz besonders möchte ich auch Frau Oberstudienrätin Haase, meiner Schulkollegin danken, die mir die Reisen ermöglichte und als Dolmetscherin große Hilfe geleistet hat.

Wiedersehen mit Oksbøl.

Blåvand 24
Oksbøl 10

„Ihr habt uns aufgenommen,
Ihr habt uns nicht erniedrigt
mit einer Siegerpose,
Ihr habt uns ernährt
als andere hungerten,
wir mußten warten, aber wir waren in Sicherheit.“

Dies konnte ich in das Gedenkbuch schreiben, das in dem Raum ausliegt, der jetzt zum Friedhof, etwas abseits des Lagers, gehört.